

## Ökonomie und Wahrheit

Ibsens »Ein Volksfeind« in der Regie von Thomas Ostermeier ist die erste Premiere der neuen Spielzeit – ein Stück über die Herrschaft der Ökonomie, über Wahrheit, Politik und Gemeinwohl. Der Soziologe Heinz Bude ist Leiter des Arbeitsbereichs »Die Gesellschaft der Bundesrepublik« des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS) und Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel. Er kuratiert die gemeinsam von Schaubühne und HIS veranstaltete Reihe »Streit ums Politische«, die im Herbst mit dem Thema »Politische Ökonomie« fortgesetzt wird. Theatermacher und Soziologe im Dialog.

**Thomas Ostermeier:** »Ein Volksfeind« behandelt modellhaft die Frage, welche Chance die Wahrheit in einer durchökonomisierten Gesellschaft hat und wie es die Ökonomie schafft, den Primat über Politik oder Vernunft zu bekommen. Das war auch bei einem Vortrag in Ihrer Reihe ein großes Thema: Was ist die ursprüngliche Idee von Ökonomie? Das Haushalten, das vernünftige Umgehen mit den Ressourcen? Und was ist aus der Ökonomie heute geworden?

**Heinz Bude:** Ich glaube, es geht eigentlich immer um zwei Motive bei der Ökonomie. Einerseits um die Frage der Haushaltung oder des vernünftigen Umgangs mit beschränkten Mitteln. Andererseits darum, etwas in Gang zu setzen. Das heißt, auch neue Mittel zu schaffen und in andere Räume vorzustoßen.

**T.O.:** Wachstum!

**H.B.:** Genau: dass man etwas in Gang setzen kann, ohne andere dadurch zu übermächtigen und ihnen zu schaden. Offenbar sind Gesellschaften auch darauf angewiesen, dass irgendjemand an irgendeiner Stelle etwas los macht, sogar möglicherweise in eine Zukunft transportiert, von der wir nicht wissen, wie sie aussieht.

**T.O.:** Ich bin in den 80ern sozialisiert und politisiert worden, und es war damals auch immer schon ein Argument, dass die Gesellschaft nicht weiter kommt, wenn wir kein Wachstum mehr haben. Ist diese Idee der Notwendigkeit des Wachstums nach wie vor etwas, mit dem wir uns konfrontieren müssen? Oder könnte man sich auch eine Gesellschaft ohne Wachstum vorstellen?

**H.B.:** Vorstellen ja, ich glaube aber, es wäre am Ende eine unabhängige Gesellschaft, die ihren Mitgliedern sagt, dass wir mit dem auskommen müssen, was wir haben. Im Grunde ist es eine Gesellschaft der Angst.

**T.O.:** Die Angst davor, dass man von dem Wenigen nichts abbekommt?



**H.B.:** Ja, oder dass man in der Verwaltung der beschränkten Mittel etwas falsch macht. Haushalten ist sehr wichtig, aber im Haushalten steckt schon die Idee: »Wir haben eigentlich alles schon erreicht, wir können nicht annehmen, dass der Himmel noch einmal aufgeht. Deshalb müssen wir alles schön zusammenhalten und zusehen, wie wir das vernünftig verteilen.« Es gibt also eine defensive Idee der ökonomischen Vernunft.

**T.O.:** Wenn man den Wachstumsgedanken aufgäbe.

**H.B.:** Genau, und ich glaube sogar, es gibt viele Leute, die im Grunde diese defensive Idee der ökonomischen Vernunft präferieren. Weil sie Angst davor haben, sich in etwas hineinzubegeben, ohne zu wissen, was uns bevorsteht.

**T.O.:** Das ist alles noch positiv gesprochen. Wir sind doch aber eigentlich schon an einem Punkt angelangt, an dem die Ökonomie an Selbstlauf gewonnen hat; an dem Geld – ich glaube in den letzten zehn Jahren hat es sich auf der Welt um das 70fache vermehrt – nicht mehr den Dienstleistungen und Waren entspricht, sondern eine künstliche Machtform geworden ist. Stichwort Spekulationsblase. Das heißt: Hat sich da nicht etwas abgekoppelt?

**H.B.:** Ja, aber darf ich mal noch einen Augenblick positiv bleiben? Damit man Zukunft in Gang setzen kann – ökonomisch betrachtet – etwas Neues und Anderes ausprobieren und eine Initiative entfalten kann, braucht man Geld. Und es muss immer ein Zuviel an Geld geben, damit man in die Zukunft gehen kann. Die Basis dessen ist Kredit. Kredit ist ein Versprechen auf Zukunft, bei dem man jemandem vertrauensvoll Geld gibt und sagt: »Probier's doch mal!« Und das Problem ist jetzt, dass die Zukunft, in welche hinein dieses Versprechen gegeben wird, unklar geworden ist. Das Hauptproblem mit dieser seltsamen Geldvermehrung, die momentan stattfindet, ist, dass wir wieder ein Ängstlichkeitsmotiv haben. Da sind diese vielen normalen Buddenbrooks, besonders in der deutschen Gesellschaft, die Angst um ihre Ersparnisse haben und deshalb nichts Unsicheres wagen, sondern Risiko abschätzen wollen.

**T.O.:** Das heißt, Ihre These wäre gar nicht: »Wir sind in der Hand einiger Neoliberaler, deren Siegeszug in den 80ern in Chicago seinen Ausgang genommen hat, die uns in die Misere gebracht haben«. Sondern die Misere liegt in der Angst der Buddenbrooks, dass wir in eine ungewisse Zukunft gehen. Ist das Problem die Angst der Gesellschaft vor Investitionsleistungen?

**H.B.:** Ja, es ist genau wie in dem Stück. Das Problem ist die Verwobenheit der Leute untereinander. Es muss ihnen nur jemand etwas zuflüstern, dann merken sie »ah ja, wir hängen ja eigentlich alle mit in dem Spiel und müssen aufpassen, dass wir nicht am Ende die Verlierer sind.«

**T.O.:** Also gar keine Kasinomenalität...

**H.B.:** Die kommt dazu! Aber der Zufluss zu dieser Kasinomenalität sind alle diese ängstlichen kleinen Sparer und Vermögensbesitzer, die eine sichere Rendite für ihre private Rentenversicherung und ihre persönlichen Anlagen im Sinn haben. Wir brauchen einen vernünftigen Umgang mit Möglichkeiten und gleichzeitig die Bereitschaft, wirklich in die Zukunft gehen zu können. In dem Sinne, dass die Gesellschaft versteht, dass sie über die Ökonomie in einen unklaren Raum tritt. Und dass die Bereitschaft, in diesen unklaren Raum zu treten, auch ein politischer Akt ist.

**T.O.:** Also dann würden Sie jetzt sagen, wir brauchen noch mehr Risiko? Noch mehr spekulatives Denken?

**H.B.:** Nein, nicht Risiko. Wozu uns diese Art von Ökonomie verdammt, ist – mit Lacan gesprochen – das Gesetz des Vaters zu akzeptieren. Das lautet: Wir werden alle sterben. Daher



gibt es keine Sicherheit von Zukunft. Wir müssen dieses Motiv der Ökonomie wieder entdecken und dies mit dem Wahnsinn konfrontieren, wir könnten alle Unsicherheit in berechenbare Risiken verwandeln. Das ist der Irrglaube dieser toxischen Wertpapiere und Aktien: dass überhaupt nichts passieren kann, wenn man die Unsicherheiten nur risikogenaugeschickt genug verteilt und kombiniert mit anderen Risiken.

**T.O.:** Das eigentliche Problem ist also: Wir können nicht damit leben, dass diese Papiere toxisch sind.

**H.B.:** Genau das ist das Thema Ihres »Volksfeinds«. Ich finde, es ist ein riesiges Thema: Was ist Wahrheit? Wie können wir jenseits von Empörungskitsch etwas Wahres über unsere Situation sagen? Im Theater gibt es sehr viel Wahrheitssuche. Nicht stehenzubleiben hinter irgendeinem Blödsinn, der verständlich ist, aber aus Angst geboren; der falsche Empörungen produziert; der auch irgendwie nicht ehrlich zu sich selbst ist.

**T.O.:** Was sind denn im Moment in Europa die richtigen Empörungen?

**H.B.:** Wir sollten ehrlich zueinander sein und sehen, dass wir Dinge, die für uns selbst wichtig sind, als Einzelne nicht erreichen können. Wir kommen aus einer Zeit des Neoliberalismus, der zwei merkwürdige Unterstellungen hat: nämlich erstens, dass alles, was Ökonomie ist, auf Markt reduzierbar ist. Das ist falsch. Ökonomie ist ein viel weiterer Begriff. Er ist viel komplexer, philosophisch interessanter und lässt sich nicht auf eine politische Technologie des Marktes reduzieren.

**T.O.:** ... und der erweiterte Begriff von Ökonomie wäre?

**H.B.:** Zu dem gehören Banken, Staaten, Klassen, Bürger, sogar metaphysische Instanzen, das ist im Grunde ein viel interessanteres Konglomerat als diese blöde »pensée unique« des Marktes meinen macht. Der Markt richtet nichts. Auf dem Markt passiert auch nichts, wenn nicht Menschen einen Schritt nach vorne gehen und sagen: »Wollt Ihr mir folgen oder nicht? Und wenn ja... ich verleite euch zwar zu etwas, aber sicher ist das nicht, was wir hier tun.«

**T.O.:** ... und der zweite Glaubenssatz der Neoliberalen?

**H.B.:** Der ist ganz furchtbar. Das ist die Idee, dass am Ende jeder für sich selbst sorgen könnte. Da ist keine Gesellschaft, nur ich und meine Familie. Das ist eine wahre Illusion. Es ist eine objektive Lüge, weil sie die Wahrheit nicht zur Kenntnis nehmen will: dass wir alle aufeinander durch anonyme Prozesse angewiesen sind. Es kann sich niemand die Straßen bauen, um mit dem Auto nach München zu fahren. Es kann sich niemand gesunde Luft kaufen. Es kann sich auch niemand eine Welt kaufen, in der man einigermaßen sicher die Kinder zur Schule schicken kann. Wenn man das will, muss man sich um andere Dinge kümmern als nur um sich selbst. Der Neoliberalismus hat diese Welt der ängstlichen Ichlinge hervorgebracht, die denken, sie können alles selbst bewirken und machen.



Dazu muss man allerdings wissen, dass der Neoliberalismus auch in einem Augenblick der Depression entstanden ist. Nämlich in der Helmut-Schmidt-Welt der 70er Jahre, als sich die Begriffe einer mechanischen Solidarität verbraucht hatten. Im Neoliberalismus steckt daher auch ein Impuls gegen die Lüge, dass sich alles von selbst richtet.

**T.O.:** Wie kam das? Im Grunde genommen ist es doch eine ganz banale Rechnung gewesen: je mehr wir uns als Einzelne zurückziehen aus der Verantwortung für das Gemeinwesen, desto weniger Steuern müssen wir zahlen, desto höher sind unsere Profite. Einer konservativen Ideologie wäre doch vielmehr zu eigen, zu sagen, »Wir sind ein Staat. Wir sind eine Nation. Wir sind füreinander.« Diese Welt von Ichlingen ist doch eigentlich eher ein anarchistischer Gedanke...

**H.B.:** Wir stammen doch aus einer ähnlichen Welt. Wir kommen aus einer bundesrepublikanischen Welt mit mechanischen Ideen der Solidarität, die wir für Lüge gehalten haben: Dass es die Gewerkschaften richten, die neue Heimat, die IG Metall, die SPD. Deshalb sind wir damals alle aufgestanden und haben gesagt: »Privatfernsehen ist eine gute Sache. Da wird doch mal endlich was probiert. Da geht mal jemand nach vorne. Vielleicht ist es auch ganz gut, einer Uni das Geld zu geben und sie soll selbst sehen, was sie damit macht.« Und das glaube ich, ist die Situation. Der Neoliberalismus basiert auch auf einem Impuls des Sich-Abkoppelns, der Kritik an mechanischen Ideen der Solidarität: »Ich will was tun und etwas bewirken!« Aber in dem Maße, wie das alles in Gang gesetzt wurde, hat sich das irgendwie übergipfelt und die Leute glaubten, wir können alles voneinander abwerfen. Sie können das sogar an unseren Generationen studieren. Irgendwann kamen die Kinder ins Spiel. Und dann plötzlich haben sie gemerkt, dass sie sich jetzt in Sicherheit bringen müssen. Also nicht nur »Ich will jetzt mal etwas machen«, z. B. eine neue Comedy-Serie im Privatfernsehen. Plötzlich wurde es eng. Der Neoliberalismus ist die Verengung eines Aufbruchmotivs.

**T.O.:** Dass Sie jetzt Kinder ins Spiel bringen, lässt mich an einen interessanten Punkt denken: Das Theater erzählt immer und sehr gerne von Familie, weil das der Ort ist, an dem sich die meisten Zuschauer gut auskennen. »Hedda Gabler«, »Nora«: Private Glücksverheißungen waren für mich ein großes Thema in den letzten Jahren. Welchen Stellenwert haben Kinder oder eine attraktive Frau? Meiner Meinung nach nähern wir uns als Generation, die einmal Initiativkraft entwickelt hat, viel mehr als vorherige Generationen dem ausklingenden 19. Jahrhundert an.

**H.B.:** Was mich traurig stimmt, ist das Zunehmen eines Selbstähnlichkeitsdenkens: dass man in einer Welt sein Glück sucht, die der eigenen gleicht. Die Idee, dass es einem im eigenen Saft am besten geht, ist – da folge ich Adorno – falsches Glück. Glück ist unterschiedlich! Die Romanze des Sich-Treffens jenseits von Klassengrenzen ...

**T.O.:** ... was ja jeglicher Realität entbehrt! Bourdieu hat zur Liebe über Klassenschranken hinweg Studien gemacht – die Rate liegt bei 1,2 %.

**H.B.:** Allerdings waren die BRD und die DDR über lange Zeit Gesellschaften, in denen es viel Liebe über die Klassengrenzen hinweg gab, weil diese durch all die Turbulenzen des Zweiten Weltkriegs schwieriger geworden waren. Wir haben quasi eine Realsituation der Auflösung der Klassengrenzen durch Krieg. Die Nachkriegsgesellschaft, aus der wir alle stammen, ist auch eine aufgemischte Gesellschaft.



**T.O.:** Absolut! Mit der Macht der Frauen, die dann sehr schnell wieder eingehegt wurde.

**H.B.:** Das war eine merkwürdige Zeit, in der Selbstähnlichkeit einen nicht weiterführte.

**T.O.:** Aber werden solche Gesetze jetzt wieder installiert? Von Klasse und Zugehörigkeit, von Illusion, Liebe über Klassenschranken hinweg.

**H.B.:** Beziehung, Geld, Bedeutung. Danach sehnen sich alle. Es gibt viele interessante Berufslaufbahnen in unserer Gesellschaft. Das Wesentliche daran allerdings ist, dass sie nicht mehr in ein reines Karrieremodell von sukzessivem Statusgewinn fallen, denn da muss man etwas investieren, machen, zeigen. Das wird zu einem Projekt mit Unklarheiten. Und das produziert die Idee, dass ich doch auch die richtige Frau dazu haben muss oder den richtigen Mann ...

**T.O.:** ... die richtigen Leute kennen, die richtigen Netzwerke.

**H.B.:** Dieses Denken hat extrem zugenommen. Als Soziologe kann ich sagen: »Eine Gesellschaft wechselseitiger Abhängigkeiten ist per se eine Gesellschaft, die nicht nach Selbstähnlichkeit aufgebaut ist.« Jemand wie Lukács hätte gesagt: »Das Denken in Selbstähnlichkeit ist Dekadenz!«

**T.O.:** Josef Bierbichler hat ja gerade sein Buch »Mittelreich« geschrieben, in dem er seine Familie in einem Luftkurort am Starnberger See beschreibt. Im ausklingenden 19. Jahrhundert hatten die Leute plötzlich Freizeit und fingen an, diese Zeit zu nutzen. Sie fuhren in die Berge und plötzlich kamen in diesen Ort, an dem Bauern unter Bauern waren, neue Einflüsse. Die Gesellschaft wurde komplett aufgemischt. Die Einflüsse des Fremden – der nächste Strom der Fremden waren dann die Kriegsflüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg – hat das Bewusstsein von Bierbichler und seiner Familie erst geschärft und – fast möchte ich sagen – ihr Leben lebenswert gemacht. Dadurch, dass er mit Literatur, Bildung und anderer, komplexerer, differenzierterer Sprache konfrontiert wurde, wurde sein Leben bereichert. Durch das Fremde! Das war also nicht eine Gesellschaft von Selbstähnlichen. Wenn man das jetzt als Beispiel oder Metapher nähme, ginge es für uns darum, uns ständig mit dem ganz Fremden, dem ganz Anderen zu konfrontieren... Ausländer in Deutschland: Gibt es also zu wenige?

**H.B.:** Nein, das glaube ich nicht. Es geht nur darum, was es für die Leute selbst heißt, sich dem Anderen auszusetzen. Das ist auch mutig! Es ist nicht so einfach, die Bereitschaft zu haben, sich dem Anderen auszusetzen und die Idee, dass es für das eigene Leben gut ist.

**T.O.:** Das versuchen doch die meisten von uns, sich durch Fernreisen anzueignen...

**H.B.:** Ja, dann ist aber alles schon relativ gut vorbereitet. Auch dagegen habe ich nichts. Aber wir müssen genau schauen, wo wir auch da wieder einer selbsthergestellten Lüge aufsitzen.

**T.O.:** Weil wir das aufsuchen, von dem wir vorher schon glauben, dass wir es finden werden.

**H.B.:** Wir sind wieder in der Falle der Selbstähnlichkeit. Herr Bierbichler wohnt am Starnberger See. Da gibt es diese Kneipe. Daneben gab es bis vor kurzem ein Seestück, das der katholischen Kirche gehört, wo Nonnen lebten. Ich kenne da zufällig jemanden und ich fand es absolut beruhigend, dass neben dem Bierbichler, wo am Freitagabend die Porsches vorfahren, diese Nonnen sind. Das andere. Verstehen Sie. Sich dem anderen aussetzen. Dass diese Ordensfrauen ein radikales Leben führen, muss man doch mal sagen.

**T.O.:** Absolut. Weil sie der Gemeinschaft verpflichtet sind.



**H.B.:** Und dafür sehr viel von sich opfern. Das meine ich mit „sich dem anderen aussetzen“ – und sich fragen: Was ist das eigentlich für eine Idee von Leben? Haben die vielleicht etwas, was ich nicht so schnell habe?

**T.O.:** Es gibt ja auch die Leute, die es mittlerweile attraktiver finden für zwei Wochen ins Kloster zu gehen und sich dadurch auszusetzen, statt eine Fernreise zu machen.

**H.B.:** Genau. Manchen ist dieses Helmut-Schmidt-Motiv am Bramsee lieber als zum Beispiel ...

**T.O.:** Kualalumpur.

**H.B.:** Genau, das kommt jetzt so langsam in der Gesellschaft an.

**T.O.:** Ich würde gern noch einmal zur Ökonomie zurückkommen. Ist die These richtig, dass die Mächtigen der Finanzindustrie und der Banken, die Hedgefonds-Manager, ihre Profiteure oder die Verwalter von Vermögen wissen, was sie tun? Planen sie sozusagen diese Wahnsinnsblase, um immer wieder neu Shareholder-Value auszuschütten? Oder ist ihnen etwas entglitten? Sind wir also Opfer einer planvollen Aktion von sehr intelligenten Wirtschaftsleuten – oder haben sie es selbst nicht mehr unter Kontrolle?

**H.B.:** Ich glaube, sie haben es nicht mehr unter Kontrolle, aber sie wissen schon, was sie tun. Wir haben eine Ansammlung von cunning people, also von Leuten, die ziemlich schlau sind und sich immer etwas Neues ausdenken. Die tun alles. Es gibt die Firma, die gleichzeitig auf etwas setzt und gleichzeitig darauf setzt, dass es in die Binsen geht: Das ist Risikokalkulation. Damit nur ja alles beisammen bleibt.

**T.O.:** Kann man denen Gesichter geben? Es ist ja auch ein Mythos der letzten 20 Jahre, dass sich die Macht komplett verflüchtigt hat, dass wir keine Masken der Macht mehr sichtbar bezeichnen können, sondern dass alles im Relativismus aufgeht. Eigentlich wissen die ja auch nichts – sie sind nicht verantwortlich für ihr Handeln, weil sie nur Opfer des Systems sind. Ist der Schuldige wirklich nur das falsche System, welches wir nicht mehr in Griff kriegen, oder kann man Personen benennen?

**H.B.:** Ich glaube schon, dass man Personen benennen kann. Ich habe schon Ende des letzten Jahrhunderts Interviews mit Investment-Bankern geführt. Der Europachef einer der ganz großen Investmentbanken der Welt war ein netter SPD-Wähler, der ganz überrascht war, als ich sagte: »Das hat viel mit Mathematik zu tun, was Sie hier machen.« Er sagte: »Ja, endlich mal einer, der das sieht. Das wichtigste sind diese Mathematiker, die ich kaufe, die aber gar nicht wissen, was Sache ist. Die müssen alles berechnen, aber diese Berechnung kann ich gar nicht mehr überblicken. Ich hab nur wieder Leute, die das zusammenbauen und irgendjemandem andrehen. Was das für ein moralisches Problem impliziert«, sagte er mir, »kann ich überhaupt nicht gesellschaftlich thematisieren. Ich habe keine Freunde und Bekannten, kein Forum, in dem ich sagen kann, was ich tue und welche Art von moralischen Problemen damit einhergeht.«

**T.O.:** Wer sieht denn auch ein moralisches Problem? Er könnte auch schulterzuckend sagen: »Die berechnen mir etwas, ich verkaufe Finanzprodukte. Wir versuchen mit den besten Leuten zu arbeiten, damit sie am meisten Gewinn abwerfen – so what, wo ist das moralische Problem? Ich bin Finanzdienstleister.«

**H.B.:** Aber wenn man sich die Leute anguckt, gibt es nicht diesen Typus des siegesgewissen Idioten. Ich habe ihn nicht gefunden. Z.B. der besagte Interviewpartner. Ich dachte, er hat eine halbe Stunde Zeit für sein Interview. Er hatte fünf Stunden Zeit und wollte mich gar nicht mehr gehen lassen.

**T.O.:** Weil er endlich mal jemanden hatte, dem er sein Herz ausschütten konnte.



**H.B.:** So kann man es sehen, und weil er eine Beschreibung dessen liefern wollte, was er eigentlich tut. Und er weiß schon, was er da tut.

**T.O.:** Und wie hat er sein moralisches Problem definiert?

**H.B.:** Was er verwalte, so seine Antwort, seien die Gelder von amerikanischen Pensionsfonds. Die wollen Rendite. Im Spiel sind Spareinlagen von Firmen und institutionellen Anlegern. Wenn ich denen jetzt vorschlage, ein Investment beispielsweise im Hinblick auf Regenwälder zu tätigen, dann führt das unter Umständen zu einer Renditenreduktion um eineinhalb Prozent für ihn. Er würde gerne mit denen darüber reden, hat er mir erzählt, aber das ist so gut wie unmöglich.

**T.O.:** ... weil es ihnen nur um die großen Renditen geht...

**H.B.:** Die werden für diese Renditen bezahlt. Die bekommen Boni, die ihnen ein gutes Leben mit Kindern, Biokost und bildender Kunst ermöglichen.

**T.O.:** Aber in einigen Industrien wird man doch ganz klar am meisten Rendite holen können. Rüstung, Drogen, Menschenhandel: Da werden die meisten Profite erzeugt.

**H.B.:** Was es über die erweiterte Drogenökonomie in Deutschland zu berichten gibt, ist überhaupt nicht lustig. Dort wird immens viel umgesetzt – mit Geldern, die später wieder an legitimen Stellen auftauchen. Sicherlich kann man nicht alles darauf reduzieren. Da stellt sich eine interessante Frage zur gegenwärtigen Situation: Gibt es nicht jemanden, der diesen Prozess anhalten kann? Als ich meinen Gesprächspartner aus der Bankenwelt das fragte, wusste er, dass es nicht eine Person aus der Ökonomie sein könnte. Im Kern sagte er mir: Hier kann nur die Autorität der Politik durchgreifen.

**T.O.:** Warum sind wir so bewusstlos gegenüber diesem Phänomen? Wir wissen, dass wahnsinnig viel falsch läuft, dass es Spekulationsblasen gibt, die nichts mehr mit realen Waren und Dienstleistungen zu tun haben. Jeder hat es gehört, aber man traut sich nicht, sich umzudrehen und der Tatsache ins Gesicht zu blicken, weil man dann zugeben müsste, dass das Primat der Politik zurückkehrt und die Ökonomie in ihre Schranken weist. Warum sind wir so ängstlich?

**H.B.:** Wir sind so ängstlich, weil wir untergründig wissen, dass es uns etwas kosten wird. Politisch zu sein bedeutet also für die Mehrheit der Menschen in unserer Gesellschaft nicht nur, auf die Straße zu gehen und eine Meinung zu äußern, sondern die Stimme zu erheben, so dass es Konsequenzen hat. Darüber denken wir noch zu wenig nach. Die Stimme zu erheben, heißt nicht, in einem technischen System »like« oder »dislike« zu sagen, sondern etwas verändern zu wollen mit dieser Stimme.

**T.O.:** ... und die Bereitschaft, etwas dafür zu tun – bis hin zu gewaltsamen Auseinandersetzungen.

**H.B.:** Ich muss auch bereit sein, mich in zwanzig Jahren von Kindern fragen zu lassen: Hast du diese Veränderung eigentlich gewollt? Es geht mir um die Idee, sich etwas vom Zustand der Welt zuschreiben zu lassen.

**T.O.:** Möglicherweise werden sie uns aber eher fragen: Hast du diese Nicht-Veränderung gewollt? Im Moment ist auch unser Problem, dass uns die nachfolgenden Generation fragen werden: Hättet ihr nicht weniger Schulden anhäufen können, damit es uns jetzt nicht so dreckig geht?

**H.B.:** Oder aber: Gebt uns doch bitte eine Erklärung dafür ab! Hierin sehe ich den ersten politischen Akt: innerlich dazu bereit sein, sich einen Zustand der Welt zuschreiben zu lassen.



Und nicht zu sagen, hiermit habe ich nichts zu tun, sondern nur die anderen. Als würde ich ins Ausland gehen und sagen, wenn ich nach der neuen Vormachtstellung der Deutschen in Europa gefragt werde, mit der Bundeskanzlerin habe ich nichts zu tun.

**T.O.:** Als Deutscher hat man mit seiner Geschichte auch immer noch mehr zu tun als die anderen Nationen. Wenn ich im Ausland bin und damit konfrontiert werde, habe ich natürlich immer sehr viel Verständnis – fast sogar so etwas wie Schuldgefühle. Im Hinblick auf Frau Merkel habe ich jedoch reflexartig auch das Bedürfnis zu sagen, dass ich komplett gegen das bin, was sie macht.

**H.B.:** Sicherlich geht es ihnen im Theater ganz genauso... Beim Durchdenken bestimmter Probleme kommt man manchmal zu der Frage: Gibt es in Deutschland eigentlich jemanden, der an dem Punkt weiterkommt, an dem ich nicht mehr weiterkomme? Dann kann man mit Schrecken feststellen: Ich habe eigentlich noch niemanden getroffen, der in dieser Frage weitergekommen wäre.

**T.O.:** Bei welcher Frage genau?

**H.B.:** Bei der Frage: Was machen wir eigentlich? Wie können wir die Entschuldung regulieren? Meiner Meinung nach müsste es durch eine gesteuerte Inflation funktionieren. Ich weiß aber auch, dass gesteuerte Inflation für die niedrig verdienenden Haushalte besonders schlimm ist. Für die Mittelverdienenden ist es zwar auch unangenehm, aber am Ende nicht so gravierend. Denn sie brauchen nicht 90 % ihres Einkommens einsetzen, um über die Runden zu kommen. Man muss sich also gut überlegen, ob man es das will, und wie man es dann macht. Deshalb stimmt auch in gewissem Maße die Meinung, dass Eurobonds uns nichts kosten, weil Gesellschaften immer Schulden haben. Ich will auch nicht sagen, dass Schulden machen etwas Verwerfliches ist...

**T.O.:** Es ist ja auch eine Investition in die Zukunft. Kredite sind ja auch etwas Positives.

**H.B.:** Aber man muss wissen, ab wann es zu viel wird.

**T.O.:** Genau wie jeder normale Mann sich überlegen muss, ob er sich das Haus und den Kredit leisten kann. Mittlerweile sagen einem auch die Banken, ob man es sich leisten kann oder nicht. Manche sind da vorsichtig und andere nicht. Glücklicherweise werden sie ja jetzt vorsichtiger.

**T.O.:** Ich wollte noch einmal zum Theater zurückkommen: Meiner Ansicht nach sind die Affektkontrolle in der Öffentlichkeit und die Probleme der Gefühle im Privaten ein sehr fruchtbarer Punkt für das Theater. Wie äußert man Gefühle im Privaten? Oder äußert man sie nur noch im Privaten, weil man sich in der Öffentlichkeit komplett dressiert hat?

**H.B.:** Wir haben in den Sozialwissenschaften in eigentümlicher Parallele zur Heraufkunft des Neoliberalismus lange Zeit geglaubt, dass wir alle Probleme in Gerechtigkeitstheorien lösen können, und zwar in rationalen Erwägungen über das, was gerecht wäre. Man hat vollkommen vergessen, dass Menschen Gefühlswesen sind, Affektwesen, die Angst haben, Hoffnung wollen und eine psychische Energie haben. Für Gesellschaften ist es ein riesiges Thema, wie diese Affektkonstituiertheit der Leute öffentlichen Ausdruck gewinnt. Die letzten 25 Jahre waren im Grunde eine Phase der Neutralisierung der öffentlichen Affekte und der Aufladung der privaten Gefühle. Wir sind sozusagen private Kraftwerke in einer ownership society, denn bei aller Selbstähnlichkeit überträgt sich alles in die Gefühle der Einzelnen und drückt sich immer tiefer rein.

**T.O.:** Es finden keine Gefühlsfeiern mehr in der Öffentlichkeit statt.

**H.B.:** Genau, und es gibt kein auch kein öffentliches Probehandeln in Affekten. Das ist ein ganz wichtiger Punkt.





**T.O.:** Welche wären denn – positiv gesagt – solche Inszenierungen öffentlicher Affekte?

**H.B.:** Man kann durch sie noch immer Leute irritieren. Es gab den Kniefall von Willy Brandt. Niemand wusste – er wusste selbst nicht –, ob er es machen soll. Zunächst ist er ja dafür sehr angefeindet worden. Aber hierin steckt die Idee, dass es Momente gibt, in denen man gegen die Mehrheit sprechen muss, das muss irgendjemand tun, weil es in der tiefen Dimension des Gemeinwesens eine unglaubliche Bedeutung hat.

**T.O.:** Sehnt man sich quasi nach öffentlichen Affekten?

**H.B.:** Ja, denn eine Situation hat eine Gestalt. Der öffentliche Affekt gibt eine Gestalt vor.

**T.O.:** Und unser Problem ist, dass unsere Gegenwart so reizarm an öffentlichen Affekten ist, weil alle so gut trainiert sind und nur an ihrem Interviewauftritt arbeiten. Es gibt nur noch »designte« Politiker, aber keine Affekte mehr.

**H.B.:** Ich würde gar nicht »designt« sagen. Sie sind alle schlau und smart. Wir haben mehr smarte Politiker als wir glauben, aber ich kenne ganz wenige, die in der Lage sind, etwas durch sich durchlaufen zu lassen und sich einem Gefühl zur Verfügung zu stellen.

**T.O.:** War Horst Seehofer in so einem Moment, als er in den Aufzeichnungen nach einem Interview mit dem ZDF seine Meinung äußerte und darum bat, alles zu senden?

**H.B.:** Das glaube ich schon. Ich glaube nicht, dass es geplant war.

**T.O.:** Das glaube ich auch nicht, aber es hatte auch keine wirkliche Größe.

**H.B.:** Nein, überhaupt nicht. Meiner Meinung nach ist Wolfgang Kubicki im Augenblick in solchen Fragen interessanter. Er verhält sich unangenehm, aber man kann nicht bestreiten, dass das etwas hat. Er sagt: »Ich schaue abends immer Kriegsfilme, das stimmt. Ich bin deshalb aber keiner, der Kinder totschießt.« Ich meine nicht diese wadenbeißerische Affektivität, sondern den erhabenen Augenblick.



Ich möchte noch ein zweites Beispiel nennen: Kennedy hat sich diesen komischen Satz selbst ausgedacht und in Lautschrift aufgeschrieben. Eigentlich sollte der ja ganz anders heißen – er wollte irgendetwas über Rom erzählen. Und dann sagte er eben: »Ich bin ein Berliner.« Verstehen Sie? Dann sind da 1 Million Leute und sagen: »Ja, das ist es jetzt!« Und das sind solche merkwürdigen Augenblicke, die es sicherlich auch jetzt noch gibt. Aber wir sind auch alle schlauer geworden und haben im Grunde auch Angst vor der Repräsentation.

**T.O.:** Wir haben ja auch von 1933-45 Erfahrungen mit Repräsentation von öffentlichen Affekten gemacht, die uns ein bisschen immunisiert haben.

**H.B.:** Aber es geht auch merkwürdig anders. Bei einer meiner Veranstaltungen fragte ich vor kurzem: »Was würden Sie tun, wenn die Bundeskanzlerin in den Raum käme? Würden Sie aufstehen?« Man antwortete mir mit »Nein«.

**T.O.:** Doch. Ich als Theatermacher schwöre Ihnen, dass sie aufstehen würden.

**H.B.:** Ich habe ihnen auch gesagt: »Sie werden doch aufstehen.« Und warum? Weil sie sich das selbst schuldig sind. Am Ende haben sie ganz groß geguckt und sagten, »Ja, stimmt, wir sind uns das eigentlich selbst schuldig, aufzustehen.« Dieser Moment ist auch solch ein öffentlicher Affekt. Sich etwas schuldig zu sein, das ist eigentlich der Kern der Geschichte. Die öffentlichen Affekte sagen, dass wir in unserer einzelnen Existenz irgendjemandem irgendetwas schuldig sind. Die privaten Gefühle suchen die emotionale Selbstbewahrung. Der öffentliche Affekt sagt, ich verschulde mich irgendetwas gegenüber, einer Gemeinsamkeit, einer Kollektivität, einer Idee, einem Augenblick...

**T.O.:** Das kann aber auch furchtbar nach hinten losgehen.

**H.B.:** Das ist das Problem. Das ist wie mit der Wirtschaft. Das ist sehr gefährlich.

**T.O.:** Ich erinnere mich an Michael Schindhelm, seines Zeichens einmal Chef der Berliner Opernstiftung, der vor kurzem eine Trauerrede auf Heiner Müller gehalten hat und am Ende vor versammelter Intellektuellenmannschaft sagte (und schon Teile seiner Rede waren so pathetisch, dass man betreten auf seine Fußspitzen guckte): »Er war unser aller Heiner.« Das ist komplett nach hinten losgegangen, weil es ein so banal-kleinbürgerliches Pathos war ohne Netz und doppelten Boden, dass er sich komplett unmöglich gemacht hat.

**H.B.:** Das ist ein interessanter Punkt. Es ist nicht nur gefährlich, sondern auch peinlich. Das ist der zweite Punkt, der uns alle umtreibt: Wir haben eine wahnsinnige Peinlichkeitsangst. Das ist eines der Probleme mit den öffentlichen Affekten: Die Angst vor Peinlichkeit.

**T.O.:** Und wo kommt das her? Warum ist sie jetzt noch größer? Wir sind doch eigentlich in einer liberalen, pluralistischen Gesellschaft, in der jeder alles und sämtliche sexuellen Vorlieben ausleben kann.

**H.B.:** Der öffentliche Affekt ist eine wahnsinnige Exponierung. Ich mache einmal an einem simplen Beispiel klar, was das heutzutage bedeutet: Das Kind, das sich in der Schule meldet, sagt erstens »Ich habe etwas zur Sache zu sagen« und zweitens »Ich bin bereit, mich dafür, was ich sage, kritisieren zu lassen«, und zwar von irgendjemandem. Dieser zweite Teil fällt uns wahnsinnig schwer.

**T.O.:** Warum? Warum haben wir so viel Angst vor Kritik?

**H.B.:** Ich glaube, es geht wieder um das Gesetz des Vaters. Es gibt Momente, in denen nicht alles so einfach weiter geht. Im Weitergehen muss es auch einen Moment geben, in dem man für sein eigenes Leben den Atem anhält. Und das ist eine unglaubliche Konfrontation mit sich selbst.



Sich in den Augen der anderen zu exponieren, wie Joseph Beuys sagte: seine Wunde zu zeigen, etwas herzeigen.

**T.O.:** Hat sich da etwas gewandelt? Gab es Zeiten, in denen man sich mehr aus dem Schneckenhaus wagte?

**H.B.:** Darf ich hier etwas halbwegs Pathetisches sagen? Es gibt zwei große Themen in unserem Umkreis: der Begriff der Öffentlichkeit und der Begriff der Freundschaft. Europa stand immer für die Idee: Wir gewinnen nur als öffentliche Person. In der Öffentlichkeit begegnen wir uns nicht nur als Ichlinge sondern als Träger von öffentlichen Rollen. Das ist die Urbanität. Das andere Thema ist die Idee der Freundschaft. Ich kann jemandem in dieser Öffentlichkeit begegnen, den ich überhaupt nicht kenne, mit dem ich auch nichts teile, den ich vielleicht sogar in manchen bestimmten Dingen hasse, der aber in einem Moment mein Freund sein kann. Freundschaft ist ein Begriff gegen die Selbstähnlichkeit. Die Leidenschaft, herauszugehen, und das fast schon romantische Motiv der Hirtenvölker, aus denen das Christentum entstanden ist: Das Römische ist die Öffentlichkeit und Jerusalem ist Freundschaft. Das sind die beiden großen Elemente Europas. Mir geht es im Grunde allein nur um ein Vokabular, das die Einzelnen noch einmal an so etwas erinnert.

**T.O.:** Es wäre interessant, im Zusammenhang mit Europa ein Vokabular zu entwickeln, welches nicht von Märkten und dem Euro bestimmt, sondern positiv konnotiert ist.

**H.B.:** Das ist natürlich wieder Theater.

**T.O.:** Das wäre noch eine weitere Frage: Wo gibt es denn diese Öffentlichkeit oder wo sollte sie denn stattfinden? Ist es eine Internetöffentlichkeit, in der man über Blogs eine Öffentlichkeit teilt? Ist es Facebook, wo man eine Öffentlichkeit teilt, wo jeder mitlesen kann, wenn er dabei ist. Ist das Theater? Ist es das, was Sie mit Ihrer Gesprächsreihe »Streit ums Politische« machen: öffentliches Denken im Raum? Ist das Fernsehen?

**H.B.:** Zum Teil ja. Mir geht es darum: Öffentlich ist, seine Stimme zu erheben. Und in diesem Moment gibt es keine endlose Reproduzierbarkeit dessen, was ich sage. Das Tolle der Endlichkeitsmedien wie Theater und Universität ist: Es gibt diesen Moment, wo etwas gezeigt wird, wo wir uns als Publikum über das Gezeigte erheben. Wir werden erhoben und erheben uns darüber und werden für einen Moment zu einer endlichen Gemeinschaft. Es gibt diesen Moment nicht noch einmal. Es gibt den Moment der universitären Rede, in welchem der Gedanke ausgesprochen wird, und es kann sein, dass er nächste Woche wiederholt wird. Dann aber wird er anders ausgesprochen. Also existiert dieser performative Augenblick. Die Idee der Öffentlichkeit ist ohne den performativen Augenblick nicht zu denken. Er ist im Netz nicht zu simulieren.

**T.O.:** Dann wäre er in den Internet-Medien nicht vorhanden?



**H.B.:** Ich würde gerne über die Öffentlichkeit Europas und die Öffentlichkeit der Medien streiten. Ergänzen sie sich oder stehen sie sich gegenüber? Es gehört zum europäischen Erbe, darüber zu streiten. Und zum zweiten Begriff »Freundschaft«: Was ist Medienfreundschaft? Was ist die Freundschaft zwischen Mann und Frau, die ich vor dem Kolosseum treffe?

**T.O.:** Medienfreundschaft, so vermute ich, ist eher etwas Brüchiges.

**H.B.:** Du suchst in privaten Gefühlen, sitzt alleine, bist kaputt gemacht durch deine privaten Gefühle und guckst dir Bilder im Netz an und du hoffst, dass es irgendeine Lösung gäbe. Ich habe das einmal untersucht, als ich mich mit Exklusionsprozessen bei alleinerziehenden Frauen beschäftigt habe. Es ist ein unglaublicher Moment, wenn sie im Netz einen Mann suchen. Die Fantasien machen es zu einer furchtbaren – sicherlich auch schönen –, Situation. Aber es ist immer auch eine Simulation. Es geht nur um den Glauben an diesen Punkt, an dem doch irgendwann jemand kommen muss. Es geht nicht darum, jemanden bei Skype zu sehen. Es soll jemand da sein, hier! Und alle können dann darüber berichten, dass jemand da war – aber sie wollten doch etwas ganz anderes. Das war dann ganz furchtbar und man fragt sich, was hab ich nur gemacht... Das ist der Klassiker. Es passiert sicherlich auch mal anders. Nur dann ist es wirklich Freundschaft, ist wirklich etwas passiert. Das Netz hat ja eine gewisse Ähnlichkeit zu den Finanzmärkten: Es ist eine Rechnerrealität. Endlose Möglichkeiten, Zahlenreihen... Das Wesen der Zahlenreihe ist, dass sie wirklich endlos ist. Es gibt keine höchste Zahl. Und das ist auch das Wesen der Finanzmärkte und das Wesen des Netzes.

**T.O.:** Ich denke, dass das Gesetz des Vaters auch hier wieder hineinspielt. Sterblichkeit ist ja ebenfalls genau das: Es findet in diesem einen Moment statt. Theater. Es ist auch nicht wiederherstellbar. Nur die Leute, die das erlebt haben, die es geteilt haben, können in Erzählungen davon berichten. Dieser Moment ist vergänglich. Die anderen Medien wie das Internet heucheln einem immer vor, dass es nicht vergänglich ist. Denn es wird ja alles gespeichert. Alles ist auf-, abruf- und wiederherstellbar. Das würde anderen Kunstformen im Moment auch ganz gut tun. Ich glaube, darüber wurde auch noch nicht genug nachgedacht. Und kurioserweise gab es ja mit dieser irrsinnigen Finanzblase auch einen irrsinnigen Hype auf dem Kunstmarkt und einen direkten Zusammenhang von Art Basel und Miami. Das hat sich gefunden und sofort geheiratet und geliebt. Der Künstler ist irgendwann so prostituiert mit den Kunstwerken, die man anfassen und mit nach Hause nehmen und an die Wand hängen kann, dass ich fast die These aufstellen würde: Der Künstler, der performativ oder installativ arbeitet (der wie Beuys mit der Sozialen Plastik arbeitet), ist im Prinzip unbestechlicher, denn was er schafft, kann keiner kaufen. Es kann keinen Mehrwert abwerfen. Du kannst nicht auf eine Theateraufführung spekulieren. Du kannst immer auf die neuen Künstler wie Gerhard Richter, Neo Rauch oder Norbert Bisky spekulieren und die meisten werden ihre Kunstwerke auch wegen der Spekulation kaufen. Aber das funktioniert nicht beim Theater.

**H.B.:** Ein anderer Punkt gehört jedoch auch dazu. Ich war mit meiner Frau in New York im Guggenheim-Museum bei der Ausstellung »The Great Utopia« über die russischen Künstler, die dem Stalinismus untergepflegt worden sind. Und es ging hier um die Frage: Was ist das Erbe? Da gibt es von Malewitsch das rote Quadrat. Das war wunderbar - Hadid hat damals die Ausstellungsarchitektur gemacht. Auch in dieser Kunst – bei einem normalen Bild, das nicht performative Kunst ist – gibt es den Moment des Niederknien. Da gibt es auch diesen Moment der Begegnung. Wer sich dem nicht stellt, verpasst etwas. Um die Assoziation vom Gesetz des Vaters noch einmal aufzugreifen:



Das ist auch das Problem mit dem Performativen. Man kann dem Vater entwischen durch die endlose Prä-Ödipalität, die endlose Mutterhaftigkeit. Die geht immer weiter, es gibt nie ein Ende. Es sind die Zahlen. Es ist der endlose Prä-Ödipus. Das kann man in einer bestimmten Form auch von performativer Kunst sagen – dieses endlose Weitergehen. Beuys war meiner Meinung nach anders. Es gibt aber auch das ganz normale Tafelbild. Und was ist das für eine performative Aktion, die ein Stopp gegenüber der ewigen Wiederholung hat? Die sagt, es gibt das Gesetz des Vaters, das heißt: Du stirbst und deshalb wirst du öffentlich. Es gibt eine Chance, dass du einen Freund findest, den du nicht austauschen kannst. Wo Du in dem Moment eine absolute Verpflichtung empfindest. Das ist der interessante Punkt: was ist das für eine Kunst?

**T.O.:** Und warum versuchen wir, dem Tod davonzulaufen, im wahrsten Sinne des Wortes? In den neuen Tempeln unserer Zeit? Ich habe immer das Gefühl: Da, wo man früher Transzendenz gepflegt hat und zur Kirche gegangen ist, geht man heute ins Fitness-Studio oder im Wald laufen.

**H.B.:** Das ist die Ersetzung von Transzendenz durch Optionalität. Wir glauben, dass wir Transzendenz durch Optionalität ersetzen können.

**T.O.:** Und trotzdem: ob wir jetzt mit 104 oder mit 64 sterben – sterblich sind wir. Ob die 40 Jahre sich lohnen, ist noch einmal eine andere Frage. Wir haben viele wichtige Themen angesprochen, z.B. das Fremde, das auch ein sehr wichtiges Thema für das Theater ist. Aber das Hauptthema ist bestimmt der Tod. Wenn man sich dem Theater über den Tod nähert, wenn man sich mit dem Totsein oder Totwerden oder mit dem Tod konfrontiert. Und wenn man jetzt von Ökonomie und Macht spricht... er verschwindet, man versucht ihn verschwinden zu lassen.

**H.B.:** Ich glaube schon. Wir haben ja eine neue Ars moriendi – die Sterbekunst gibt es ja jetzt wieder mit Hospizen usw. Ich finde das alles sehr beeindruckend. Der Tod ist menschlich, aber mit Hegel die absolute Negativität: Er ist auch der Schrecken.

**T.O.:** Er ist auch die absolute Demütigung, eine Frechheit, Unverschämtheit.

**H.B.:** Genau. Das ist das Problem, dass im Tod die Grenze des Narzissmus im Augenblick des Narzissmus noch einmal deutlich wird. Die Idee ist doch, uns zu optimieren, in Optionalität zu denken. Ich will jetzt nicht sagen, dass jeder muss, aber wir müssen im Sinne der Presse – wie zu Anfang unseres Gesprächs gesagt – »wahr« reden. Es geht nicht darum, dass man immer ehrlich, sondern »wahr« redet. Man muss die Dinge in Ruhe zur Kenntnis nehmen, nicht weglaufen und sich fragen: Was heißt das jetzt? Man muss nicht anfangen zu zittern und in die Kirche rennen, aber über ein paar Dinge muss man in Ruhe reden. Das ist sehr wichtig: in Ruhe reden. Denn das ist auch die Gegenbewegung zur Endlosigkeit der Finanzmärkte. Was ist uns das wert, wenn wir in der Öffentlichkeit unsere Stimme erheben und für etwas eintreten?

